

Die Kita-Misere – eine ganze Branche kämpft um ihren Ruf **SEITE 14, 15**

Zürcher Polizistin bei Fahrzeugkontrolle angefahren und schwer verletzt **SEITE 16**

«In Zürich redet man als Berner schneller»

Kurt Aeschbacher gibt heute ein Magazin heraus und sammelt Kunst, die er nicht versteht. In Zürich fühlt sich die 71-jährige Fernsehlegende längst daheim, solange die Politik nicht Probleme schönredet – wie sich im Gespräch mit Urs Bühler zeigt

Herr Aeschbacher, Sie haben am Schweizer Fernsehen Abertausende von Gesprächen geführt. Wie behagt Ihnen die Rolle des Interviewten?

Mir ist es lieber, wenn ich die Fäden in der Hand habe. Man riskiert mit seinen Antworten ja immer auch einen Blick in die Abgründe der eigenen Seele.

Was für Abgründe denn?

Die müssen Sie entdecken als Journalist!

Was lässt Sie schlecht schlafen?

Nichts!

Was ist Ihre grösste Schwäche?

Ich verlange sehr viel von mir und werde dem auch oft nicht gerecht. Offenbar strahle ich aus, dass ich von allen anderen gleich viel verlange, ohne dass ich das ausdrücken würde. Dadurch habe ich viele Menschen in ein Gefühl des Nichtgenügens versetzt.

Gibt es ein Talent, das sich durch all Ihre Tätigkeiten zieht?

Ich habe eines Tages in aller Klarheit eingesehen, dass ich kein einzelnes Talent habe. Ich kann nicht singen, nicht tanzen, keine Bücher schreiben und spiele kein Instrument. Es gibt nur eine Fähigkeit, die mir bei allem zugutekam: Ich konnte immer gut zuhören und zog meine Schlüsse aus dem Gehörten.

Vorletztes Jahr erfuhren Sie telefonisch, dass das Schweizer Fernsehen Ihre Talkshow «Aeschbacher» nach 17 Jahren und 785 Sendungen absetzen werde. Wie tief sitzt diese Enttäuschung noch?

Einige Dinge waren anders vereinbart, aber ich habe das so akzeptiert und muss nicht mehr zurückschauen.

Am Montag werden Sie selbst im Grossmünster interviewt. Was ist Ihr Verhältnis zu Kirchen?

Ich besuche bei jeder Gelegenheit Kirchen, nicht für Gottesdienste allerdings und nicht nur aus kulturhistorischem Interesse. Ob man nun gläubig ist oder nicht: Diese Räume der Ruhe regen zur Selbstreflexion an. Ich finde sie hochinteressant, auch als Atheist.

Was machte Sie zum Atheisten?

Ich war wohl schon früh ein kritischer Geist, verlangte immer Beweise. Kurz vor der Firmung wollte der Pfarrer von mir wissen, weshalb ich den Religionsunterricht, der mich sehr langweilte, schwänzte. Ich sagte ihm, seine Erklärungen zur unbefleckten Empfängnis leuchteten mir nicht ein. Seine Antwort wurde für mich zum Schlüsselerlebnis: «Wenn du meinen Beruf hättest, müsstest du das auch so erklären.»

Da entwickelte sich Ihr Riss zum Bruch?

So kann man das sagen. An meinem zwanzigsten Geburtstag trat ich aus der Kirche aus. Ich habe grossen Respekt davor, dass beachtliche Teile der Menschheit sich im Glauben geborgen fühlen. Aber ich befürchte auch, dass dieser ein grosses Potenzial der Irreführung in sich trägt. Und das Leben ist meiner Ansicht nach reich genug, um uns aus sich heraus einen Inhalt und einen Sinn zu geben. Sinnstiftung und Werthaltung kann ich nicht an einen Gott delegieren.

Sie haben schon eingestanden, nie ein grosses Selbstbewusstsein gehabt zu haben. Wie haben Sie es als Zweifler geschafft, sich dennoch immer wieder dem Rampenlicht zu stellen?

Die Angst, zu versagen, nicht geliebt zu werden, konnte ich nur überwinden, indem ich meine Unzulänglichkeiten öffentlich machte. Ich musste lernen, mit meinen Ängsten offensiv um-

zugehen. Nur so kommt man im Leben weiter und wird frei. Vielleicht diene auch meine ganze Tätigkeit am Bildschirm einzig dazu, meine Scheu vor dem Rampenlicht zu überwinden. Schon früh hatte ich aber auch das Glück, dass andere an mich glaubten, obwohl ich selbst es nicht tat. Ich dachte jedes Mal, ich würde scheitern. Die erste «Karusell»-Sendung, die ich moderierte, war eine Katastrophe. Heutzutage würde man mit heissem Käse erschossen dafür, so schlecht war das. Allein hätte ich aufgegeben. Aber es war ein Team da, das mich zum Weitermachen animierte. Dieses Vertrauen der anderen beflügelte mich stets, es gab mir die Kraft und den Mut, Neues zu wagen. Getragen und umgeben zu sein von Leuten, die mir mehr zutrauten als ich mir, wurde zu einem prägenden Bild für mich.

Welche Kindheitserinnerung prägt Sie?

Das ist ein Ritual aus der Adventszeit. Mein Vater war Kassier der Stadtberner SP, ein unerhört engagierter Mensch, aber ohne Ambition auf eine politische Karriere. An Weihnachten kaufte er aus der eigenen Tasche Weinflaschen, meine Mutter buk Mailänderli. Er brachte beides den Parteimitgliedern, die alt und allein waren, jedes besuchte er einzeln, ohne Eigennutz. Diese Bilder habe ich immer noch bei mir. Genauso, wie ich Menschen bewundere, die sich für andere einsetzen, bewundere ich solche, die mit ihrer Kreativität und ihrer Durchsetzungskraft in ihrem Beruf oder ihrem Dasein erfolgreich sind. Nicht finanziell, sondern indem sie beispielsweise hartnäckig etwas erforscht haben.

Sie haben unzählige solche Menschen interviewt. Täuscht mein Eindruck, dass viele, die auf diese Weise Erfolg haben, sich einen starken Zugang zu ihrer eigenen Kindheit bewahrt haben?

Ich stelle das auch fest. Neugierde ist zum Beispiel ein starker Antrieb, aber sie kann auch nur eine Rakete sein, aus der zig Fürze rauskommen. Sie muss verbunden sein mit einer kindlichen Lust, konsequent eine Sache zu verfolgen, bis man sie begriffen hat. Das habe ich aus den vielen Lebensgeschichten gelernt. Eine Forscherin etwa muss trotz tausend Rückschlägen und Enttäuschungen ihre Ideen und Projekte unverdrossen weiterführen. Diese Ausdauer scheint mir in der heutigen Zeit des Multitasking etwas verloren zu gehen.

Sie hatten vor rund fünfzehn Jahren ein zweijähriges Intermezzo als Gastronom, als Mitinhaber des «Zuppanundial» im Puls 5. Welche Lehre haben sie aus diesem Scheitern gezogen?

Schuster, bleib bei deinem Leisten! Es war das falsche Konzept am falschen Ort. Gastronomie ist eine Kunst, und ich dachte, ich könnte das auch noch. Ich konnte es schlicht und einfach nicht. Das hat mich enorm viel Geld gekostet.

Heute verantworten Sie das Magazin «50plus», das Sie 2012 gekauft haben. Mit welcher Motivation taten Sie das?

Erstens hat das wachsende Bevölkerungssegment in der zweiten Lebenshälfte eine Publikation verdient, die Alter nicht mit Krankheit gleichsetzt oder mit schrittweiser Ausgliederung aus der Gesellschaft. Zweitens waren meine Arbeitsverträge mit dem Fernsehen stets auf ein Jahr befristet, ich war also immer potenziell arbeitslos auf Ende Jahr. Ich wollte mir ein Standbein sichern, statt eines Tages auf dem Ofenbänkli zu sitzen und dem Gemüse beim Wachsen zuzuschauen, bis ich selbst zum Gemüse würde. Drittens habe ich immer alles Geld, das ich hatte, wieder in etwas



Kurt Aeschbacher wird nun selbst zum Interviewten.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

investiert, das es zum Fliegen zu bringen galt. Und viertens: Ich glaube noch immer an das Gedruckte.

Zum Glück! Hat sich das ausbezahlt?

Wirtschaftlich kaum, wir haben jetzt gerade einmal die Schulden zurückbezahlt. Aber immerhin konnten wir die WEMF-beglaubigte Auflage von knapp 100 000 Exemplaren halten, die geschätzte Leserschaft ist etwa viermal so hoch. Print wird nicht verschwinden, davon bin ich überzeugt. Man hat auch dem Buch schon prophezeit, es sterbe aus, nun ist es quicklebendig.

In der Einleitung eines «Weltwoche»-Interviews mit Ihnen ist jüngst betont worden, Sie wollten nicht auf Ihre Homosexualität reduziert werden. Auf dem Cover stand dann der Titel «Mein Leben als schwuler Mann», gefühlte 90 Prozent des abgedruckten Textes drehen sich um dieses Thema. Man reduziert Sie also weiterhin auf diesen Aspekt?

Man kann nur immer wieder monieren, das nicht zu wollen. Aber Schwulsein ist ja offensichtlich immer noch ein gesellschaftliches Thema. Und ich bin gerne bereit, über meinen Weg zu reden, wenn es zur Enttabuisierung beiträgt. Um darzulegen, dass es kein Thema mehr sein sollte, muss man eben darüber reden.

Heterosexuelle werden öffentlich kaum je zu ihrer sexuellen Findungsphase befragt. Hat es nichts Diskriminierendes, wenn das bei Schwulen so oft geschieht?

Es kommt sehr darauf an, wie es rüberkommt. Es muss um mehr gehen als um die Frage, was man mit seinem Schnäbel anstellt. Sexualität ist einer der intensivsten Lebenstriebe, da ist Anderssein

grundsätzlich mit Verunsicherung verbunden. Das Finden der eigenen sexuellen Identität ist etwas ganz anderes, wenn es in der Geborgenheit der statistischen Mehrheit stattfindet. Für Menschen mit anderen sexuellen Orientierungen einzustehen, heisst auch, gegen Marginalisierung vermeintlicher Aussenseiter einzustehen.

In letzter Zeit gab es in Zürich mehrere Attacken gegen schwule Pärchen, Sie selbst orten eine Zunahme diskriminierender Tendenzen. Droht die Stadtpolitik eine Entwicklung zu verschlafen?

Mit einer lesbischen Stadtpräsidentin müssten die Voraussetzungen perfekt sein, damit dem nicht so wäre. Aber es brauchte wohl wirklich die Medien, damit das Problem thematisiert wird. Und dieses Problem ist Gewalt per se. Entscheidend ist: Wer Gewalt ausübt, ist zur Verantwortung zu ziehen. Das ist

Von «Karusell» bis «Aeschbacher»

urs. · Kurt Aeschbacher, 1948 in Bern geboren und heute in Zürich Engge lebend, absolvierte ein Wirtschaftsstudium, wurde Vizedirektor der Gartenschau «Grün 80» und dann im Schweizer Fernsehen zu einem der profiliertesten Moderatoren und Talkmaster des Landes. Es begann 1981 mit «Karusell», dann folgte «Grell-pastell» und von 2001 bis 2018 «Aeschbacher». Pfarrer Christoph Sigrüst empfängt ihn heute Montag um 18 Uhr 30 zum «Grossmünster-Gespräch» in der Kirche, Eintritt frei.

die Voraussetzung für Freiheit. Sonst geht es der Gesellschaft wie Eltern, die ihre Kinder nicht erziehen und sich dann wundern, wenn diese sie verprügeln.

Zürchs Polizeivorsteherin Karin Rykart hat jüngst im NZZ-Interview ...

... von Politikerinnen und Politikern erwarte ich, dass sie Probleme nicht durch eine ideologisch verbrämte Sichtweise schönreden, sondern Tatsachen beim Namen nennen. Frau Rykarts Argumentation, dass schwulenfeindliche Tendenzen keinen kulturellen oder religiösen Hintergrund hätten, kann ich nicht teilen. Natürlich hat es das, und dies auszusprechen, ist nicht fremdenfeindlich. Unsere Exekutive hat die Pflicht, Gewalt gegen Minderheiten vorbehaltlos zu bekämpfen, wie jegliche Gewalt gegen Bürgerinnen und Bürger. Und sie hat sich nicht irgendwelchen Denkverböten oder einer parteipolitischen Doktrin zu unterwerfen.

Sie sind ein leidenschaftlicher Kunst-

sammler, als Student verschuldeten Sie sich dafür gar. Was bringt Ihnen Kunst? Ich kaufe fast nur Werke, die ich nicht verstehe. Sammeln ist ja eigentlich eine Perversität, von meinen rund 400 Werken hängen vielleicht 50 in der Wohnung, der Rest ist in einem Lager. Warum kaufe ich weitere? Weil mich die Künstler immer wieder mit neuen, oft erschreckenden Sichtweisen konfrontieren und mich zwingen, mein Leben und Denken zu hinterfragen. Ein Bild zu kaufen und zu Hause vor Augen zu haben, zwingt mich, mich so lange damit auseinanderzusetzen, bis ich es verstanden habe. Dann hänge ich es meist ab.

Sie lassen sich von Kunst lieber verstören als in Schönheit einullen? Nix Schönheit!

Er führt den Gast zu Werken an den Wänden seiner Wohnung. Da hängt ein gar nicht so undekoratives Leda-Schwan-Gemälde von Lucie Stein. Dieses verdecke aber ein dahinter hängendes Werk von Raphaela Vogel, erklärt er – eine scheusslich bemalte Lederhaut, die ihn sehr verstört habe. Seelische Abgründe vielleicht ...

Im Grossmünster will Harald Naegeli schon länger seinen Totentanz vollenden. Soll man ihn gewähren lassen?

Unbedingt! Das ist einer, der einen klaren Weg ging als Künstler, etwas erzählen wollte mit seiner Kunst. Man unterdrückte das, bestrafte es in Ignoranz.

Sie leben seit Jahrzehnten in Zürich. Was mögen Sie an der Stadt, was ärgert Sie? Ich fühle mich hier extrem daheim. Ich liebe die Offenheit, gerade auch in der Vielfalt der Sprachen und Bewohner. Diese Durchmischung brauche ich. Was mir hier fehlt, ist mehr Mut zu besserer Architektur, der ist praktisch inexistent. Angesichts der ganzen Bahnhofüberbauungen etwa wird einem ja «trümmelig vo däre Längwiili».

Den Berner Dialekt Ihrer Herkunftstadt haben Sie nie abgelegt.

Ja, ich lebte ja immer auch von der Sprache und habe mir die Ausdrucksweise meiner Kindheit zu bewahren versucht. Regionale Dialekte, wie wir sie in der Schweiz noch stark kennen, sind nicht nur identitätsstiftend, sondern ein kultureller Schatz, den es zu bewahren gilt. In Zürich redet man als Berner allerdings automatisch schneller – weil man merkt, dass die Geduld der Zuhörer hier Grenzen hat. Wenn ich dann in Bern bin, staune ich selbst, wie langsam man sich dort unterhält.